

»Es war für mich eine ganz neue Erfahrung«. Bericht eines Schülers¹

1980 nahm ich das erste Mal am »Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte« teil. Mein damaliger Geschichtslehrer machte mich auf den Wettbewerb aufmerksam, und als ich das Thema *»Alltag im Nationalsozialismus 1933-39«* las, stand für mich ziemlich schnell fest, daß ich mich mit einer Arbeit zur Judenverfolgung in meinem Stadtteil, Hamburg-Harburg, daran beteiligen würde. Hatte ich, sechzehnjährig, bisher immer und immer wieder vor der Zahl *»sechs Millionen«*, vor der geschätzten Zahl allein der jüdischen Opfer, verständnislos gestanden, wollte ich nun versuchen, dieser Zahl Gesichter zuzuordnen.

In unserem Lokalblatt wurde ein Aufruf veröffentlicht, in dem ich Zeitzeugen bat, sich bei mir zu melden, da ich eine Arbeit über das Schicksal der jüdischen Mitbürger während der NS-Zeit schreiben wollte. Daraufhin meldeten sich allein jüdische ehemals Verfolgte, die allerdings zu der Situation in Harburg nichts sagen konnten. Sie nannten mir aber neue Ansprechpartner, etwa die *»Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Rassengesetze Betroffenen«*, von deren Existenz ich bislang nichts wußte. Hier und bei anderen Verfolgtenorganisationen nannte man mir Gesprächspartner. So kam es zu zwei Gesprächen mit Zeitzeugen, die ich später auch in die Arbeit aufnahm. Es war für mich eine ganz neue Erfahrung, mit mir fremden Menschen über ihre Lebenssituation in der NS-Zeit zu sprechen. Die Gespräche waren Gleichungen mit einigen Unbekannten. Ich wußte nicht, wo möglicherweise Verletzungen, schmerzhaftes Erinnerungen oder die Grenzen des Privaten hin zum Relevanten lagen.

Ich sprach nur mit ehemals Verfolgten, und so blieb mir eine Erfahrung vorerst erspart, die andere Teilnehmer des Schülerwettbewerbs machten. Sie erzählten, daß Gespräche mit Tätern oder Zuschauern der Geschehnisse ihre moralischen Kategorien erschütterten, die Grenzen zwischen Gut und Böse seien unscharf geworden. Durch die direkte Konfrontation mit den Schilderungen wurde die Frage dringlicher, wie sie selber in solch einer Situation gehandelt hätten, und auf die Weise wurde ihnen die bequemere, da moralischere Perspektive des Opfers unmöglich. Ich sprach nicht mit den Tätern, erfuhr über sie aus den Erzählungen der Opfer. Deshalb mußte ich mich kaum damit auseinandersetzen, wie ein Mensch zum Täter wird, wie ich es werden könnte. Ich identifizierte mich mit den Opfern, wurde so Partei, und ich konnte mir politische Abläufe nicht anders vorstellen, als daß ich ihr Opfer sei. Die Identifikation mit den Opfern wurde durch das begünstigt, was ich in den Akten fand, die ich in verschiedenen Archiven zutage förderte. Im Staatsarchiv (dort half man mir sehr - *»Sagen Sie mal, Schülerwettbewerb, Schülerwettbewerb - ist das nicht der Heinemann-Wettbewerb?«*) stieß ich auf Kopien der Deportationslisten. Name um Name eine Geschichte. Das machte *»betroffen«*, tat weh, sensibilisierte, verhinderte aber *auch*, daß ich mit einem klaren Kopf an die Analyse der Quellen ging. Ich las im Opferbuch der jüdischen Gemeinde, entdeckte bei einer städtischen Wohnungsbaugesellschaft die Korrespondenz um die *»Entmietung«* von Juden. Die *»Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus«* in Hamburg stellte mir Auszüge aus einem Urteil zum Synagogen-Prozeß zur Verfügung.

Dort las ich dann auch Dinge, die mich in einer ganz anderen Art und Weise *»betroffen«* machten. In den Schilderungen der Vorgänge vom 10. November 1938, als die Synagoge in Harburg zerstört wurde (die zuständigen Parteistellen hatten es am 9. November verpaßt, den Befehl zur Zerstörung zu geben), finden sich immer wieder Namen von Straßen, durch die ich täglich gehe. Durch diese Straßen waren die SA-Männer mit den in der Synagoge erbeuteten Kultgegenständen gezogen, um sie auf dem Marktplatz zu verbrennen. Es entstand eine räumliche Nähe zu den Vorgängen, die die relative zeitliche Nähe be- greiflicher machte.

Da eine Quelle meist auf eine andere hinwies, entwickelten die Recherchen eine Eigendynamik, die mich zuweilen erheblich überforderte. Ohne Gespräche in der Familie und mit Freunden und ohne die Unterstützung einiger engagierter oder interessierter Lehrer hätte ich das kaum durchgehalten. Vier Monate hatte ich recherchiert, ausgewählt und kommentiert. Ich wunderte mich über die große Hilfsbereitschaft der Institute und Archive, hatte ich doch befürchtet, man würde mir dort die Arbeit erschweren, weil ich irgendwelche Leichen in den Kellern hätte finden können. Was zum Vorschein kam,

¹ Aus: Heer, H. / Ullrich, V. (Hg.): *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*, Reinbek 1985, S. 396 - 399.

war die «Banalität des Bösen», die Alltäglichkeit der Entwürdigung, Entrechtung und Verfolgung. Und so ist es ganz selbstverständlich, daß die Handlanger und Repräsentanten des NS-Staates zwar nicht amnestiert, wohl aber »amnesiert«, vergessen wurden. In den Selbstdarstellungen auf Hochglanzpapier erscheinen die Juden Harburgs nicht, und gäbe es den jüdischen Friedhof, die kleine, verwitterte Gedenktafel an der Straßenecke, wo die Synagoge bis zum 10. November 1938 unversehrt stand, und gäbe es all die Aktenvermerke nicht, möchte man meinen, es habe sie gar nicht gegeben, die Juden von Harburg-Wilhelmsburg, und die Verfolgung hätte hier nicht stattgefunden. So tötet man die Opfer ein zweites Mal.

Die Reaktionen auf die Arbeit waren sehr verhalten. Sie wurde prämiert, Presse, Funk und Fernsehen kamen, interessierten sich für den »*Jungforscher*« (wie es hieß), nicht aber für die Ergebnisse der Arbeit. Inzwischen hatte ich einen anderen Geschichtslehrer bekommen, mit dem ich doch meine Schwierigkeiten hatte. Es dauerte eine Weile, bis wir ihn überredet hatten, mit uns die NS-Zeit zu besprechen, und dann begann das große Aufrechnen: 1,2 Millionen auf der Flucht umgekommene Heimatvertriebene gegen sechs Millionen Juden. Als er schließlich von meinem Preis erfuhr und ich darüber hinaus zu einer Fernsehsendung eingeladen wurde, war er überaus stolz auf mich. Am meisten freute ihn, daß einer seiner Schüler dem israelischen Staatspräsidenten die Hand gegeben hatte.

Ansonsten waren die Reaktionen innerhalb der Schule unterschiedlich. Überschattet wurde die offizielle Freude (»*Ein Schüler unseres Instituts hat beim Schülerwettbewerb gewonnen...*«) dadurch, daß ich einer Journalistin von einem Vorfall berichtet hatte, der sich in der Schule zugetragen hatte. Ein Mitschüler, der durch recht böse Äußerungen gegen Ausländer, Juden und »*Linke*« aufgefallen war, zischte mir, nachdem er von der Arbeit gehört hatte, das Wort »*Judenschwein*« entgegen. Das nahm die Journalistin in ihren Artikel auf. Sofort entfaltete sich eine rege Betriebsamkeit, den »*Schuldigen*« zu finden. Als mich der Schulleiter zu sich bat, mir gratulierte und den Namen des betreffenden Schülers erbat, verschwieg ich den, da alle Möglichkeiten, die die Schule hier hatte, um zu reagieren, vor allem die disziplinarischer Art, meines Erachtens keinen wirklichen Erfolg gezeitigt hätten.

Einige Lehrer begriffen, daß es hier nicht um die Aussage des einzelnen ging, und so überlegten wir gemeinsam, wie sich die Geschehnisse der NS-Zeit vermitteln ließen, ohne nur noch hilflos zu moralisieren oder aber nüchtern (und tintenblütig) mit nichtvermittelbaren Zahlen zu jonglieren. Da und dort wurde die Arbeit vorgestellt, so daß sie einen praktischen Nährwert auch für meine Mitschüler bekam.

1982 wurde die Fortsetzung des Wettbewerbs ausgeschrieben, über den Kriegsalltag. Diesmal reichte ich eine sehr persönliche Arbeit ein. Ich hatte zwei Berichte von Überlebenden aus einem KZ kommentiert, mit Assoziationen versehen, um Hintergrundmaterial angereichert.

Die Arbeit sollte den Prozeß meines Parteiwerdens schildern, mein Erarbeiten der *Trauerfähigkeit*, eines Bezugs zum Geschehenen; ich versuchte auch, die Politik Israels aus dem »*Opfersyndrom*« zu erklären. Damit verließ ich vorerst die historischen Pfade, denn die Arbeit war weder wissenschaftlich noch programmatisch. Dennoch verband ich mit ihr die Forderung, daß nicht allein tintenblütige Historiker, derer ich einige kennengelernt hatte, sich mit der Geschichte beschäftigen sollten. Damals erschreckte mich die Rationalität, mit der manche Historiker den Ereignissen begegneten, die für mich so unwirklich und unbegreifbar waren, obwohl ich ihnen durch meine Arbeit nähergekommen war. Auch diese Arbeit wurde prämiert, der Schulsenator schrieb einen Brief an die Wettbewerbsteilnehmer, die Schule reagierte freundlich-gelassen. Das Echo wurde zur Pflichtveranstaltung.

Beide Arbeiten, Versuche, mir meine Geschichte anzueignen, liegen nun bei der *Körper-Stiftung*. Die erste Arbeit, die nun wirklich einiges an Quellenmaterial zur Judenverfolgung in Harburg enthält, blieb insbesondere inhaltlich unbeachtet. Auf mein Angebot an unsere Lokalzeitung, das Ganze noch einmal zu überarbeiten, erhielt ich eine unverbindliche Antwort. Die Verfolgung, Entrechtung, die Deportation, hier, in Harburg... das regt kaum einen mehr auf. Da kann man schon zuweilen zweifeln und vielleicht verzweifeln. Andererseits will das Desinteresse auch verstanden sein.

Ich bin heute politischer, ein Maß an »*Betroffenheit*« habe ich mir erworben. Darum muß ich nicht mehr ringen. Jetzt bin ich ein Stückchen weiter, überlege, was ich mit der »*Betroffenheit*« anfangen soll und kann. Das ist ein Schritt zu einem politischen Verständnis.

Ich bin selbständiger geworden, skeptischer, unabhängiger. Mich interessieren Kontinuitäten, und ich finde sie meist dort, wo der Bruch beschworen wird (1945 = »Stunde Null«). Es ist für mich schon kein Zufall, wenn Menschen, denen ich mich politisch nahe glaubte, plötzlich in die Backentaschen ihrer Väter greifen und bei Worten wie »*Nationale Identität*« und »*Heimat*« ins Schwärmen kommen. Die Bundesrepublik - ein nach-faschistischer Staat, das hätte ich ohne die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit in so dichter, manchmal irriger Weise noch lange nicht begriffen. Das war gar nicht so leicht, mir meine, unsere Geschichte wieder anzueignen.

Heute tue ich es gemeinsam mit anderen Studenten, mit Freunden, mit anderen Amateuren und Halbprofis, Recorder geschultert, Mikro in der Hand. Mir fällt die Arbeit leichter, weil ich durch meine Arbeiten Kontakte bekommen habe, und Anerkennung. Ich bekomme auch Einsicht in strenger geschützte Akten. Der Prozeß ist noch nicht am Ende.